

Die Grossschreibung der Hauptwörter [Fortsetzung]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **9 (1925)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419582>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dergeben als mit seinem öffentlichen Geständnis: „Der schweizerische Schriftsteller (gemeint ist hier der deutsch-schweizerische) soll das Bewußtsein der staatlichen Unabhängigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhangs mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen.“ (Meyer braucht das Wort „national“ wie Keller im Sinne von Stammeszugehörigkeit und Sprachgemeinschaft, also nicht für Staat und Vaterland).

Diesem Verhältnis entspricht seine Stellung zur Muttersprache. Er bemühte sich mehr als andere Schweizer Dichter, ein mundartfreies Schriftdeutsch zu schreiben, aber andererseits schrieb er auch sehr fremdwortfrei und wagte sogar, fremde Eigennamen zu übersetzen: Grace in Gnade, Graciusus in Gnadenreich, ja für Qui vivra, verra sagt er einmal: „Wer lebt, der erfährt's“. Was wir „ein trauriges Subjekt“ nennen, läßt er einen „traurigen Gegenstand“ heißen. Sein Verhältnis zum Fremdwort hat er ausgedrückt in den Versen:

Was spricht der Geck das liebe Deutsch nicht rein
Und wirft so garstige fremde Brocken ein?

Seine Freude an der schriftdeutschen Muttersprache liegt in den Worten:

Und durch der Sprachen brausendes Getön
Wie klingt das Erz der deutschen Zunge schön!

Er war unser!

Im Anschluß an diese Dichter-Ehrung gedenken wir dankbar unseres ehemaligen Mitglieds Jakob Christof Heer, der seine Laufbahn vollendet, und rufen einem andern, Josef Reinhart, zum 50. Geburtstag (1. Herbstmonat) noch unsern herzlichsten Glückwunsch zu.

Die Großschreibung der Hauptwörter.

(Fortsetzung)

Aber wie gesagt, es ist manchmal schwierig, die Grenze zu ziehen, und es empfinden auch nicht alle Menschen in allen diesen Fällen gleich, doch lassen sich die Unterschiede in der amtlichen Schreibung zur Not immer noch rechtfertigen. So auch noch bei „Vornehme und Geringe, arm und reich“ (je zwei werden natürlich gleich geschrieben). Beim ersten Wortpaar denken wir noch an mehrere einzelne menschliche Wesen, also an Gegenstände, und schreiben sie deshalb groß; beim zweiten Paar denken wir schon mehr an eine unbestimmte, verschwommene Masse; die Eigenschaftswörter sind ohne weiteres Bemühen einfach hingestellt, während zu vornehm und gering die Endung e hinzutritt, um anzudeuten, daß solche Wesen in mehreren „Exemplaren“ vorhanden seien. Also schreiben wir zwar arm und reich, aber Arme und Reiche (auch der Arme und der Reiche) und umgekehrt Vornehme und Geringe, aber vornehm und gering, hoch und niedrig; zwar: „Große und Kleine, Alte und Junge nahmen am Feste teil“, aber: „groß und klein, alt und jung nahm teil“.

Nahe verwandt ist der Fall: es ist ein Leichtes, dies oder jenes zu tun (z. B. das Schwierigste zu überwinden). Gewiß kann man sich dabei denken: es ist eine leichte Aufgabe, also ein leichtes Ding, aber wir denken nicht so, wir denken ziemlich genau dasselbe wie bei „es ist leicht“, also schreiben wir's auch klein wie dieses. Ebenso kann man sich bei „Es ist das schwierigste“ hinzudenken „Ding, Aufgabe“, sollte es also groß schreiben, aber wir denken nur: „es ist sehr schwierig“ und schreiben's deshalb klein. Ähnlich ist es wieder beim höchsten Grad der Klugheit. In der Redensart „Der Klügste (oder eigentlich: der Klügere, da zu einem Streit gewöhnlich nur zwei gehören) gibt nach“ schreiben wir das fragliche Wort groß,

weil wir dabei an einen ganz bestimmten Menschen, also an einen Gegenstand denken; aber in der Frage „Wer von euch ist der klügste?“ stellen wir uns die Sache eher so vor: alle sind (mehr oder weniger!) klug, einer ist nun klüger als der andere, und ein dritter ist noch klüger, er besitzt die Eigenschaft der Klugheit im höchsten Maße, — wir empfinden es also mehr eigenschaftswörtlich als hauptwörtlich.

Aber wenn wir nun schreiben: etwas Gediegenes, etwas Lächerlicheres, sollten wir doch auch schreiben „etwas Weniges“, und doch heißt es „etwas wenigens“; wenn die Mutter sich rühmt, ihr Bestes getan zu haben, darf sie gewiß auch schreiben, ihr Möglichstes getan zu haben, und doch schreibt sie mit Duden „ihr möglichstes“. Aber zwischen „gediegen“ und „lächerlich“ einerseits und „wenig“ und „möglich“ andererseits empfindet man doch einen kleinen Unterschied. Die ersten beiden Wörter drücken eine wirkliche Eigenschaft aus, die einem Gegenstande anhaften kann; bei „wenig“ und „möglich“ kann man sich doch weniger denken, sie sind blasser, unbestimmter, kommen freilich gerade darum auch häufiger vor und werden zu stehenden Verbindungen und geläufigen Formeln, sie sinken beinahe zu unbestimmten Fürwörtern herab und werden wie solche klein geschrieben. Das sind freilich schon arge Düstereien und Haarspaltereien, die sich nur dadurch rechtfertigen lassen, daß sie — amtlich genehmigt sind und viele ehrbare Leute in abhängiger Stellung darauf angewiesen sind, „orthographisch richtig“ schreiben zu können. Wobei der Vorgesetzte häufig zufällig nur gerade die eine Regel kennt und gegen die andern auch Fehler macht, aber er ist halt der Vorgesetzte und darf auf seinen Kenntnissen herumreiten.

Fast noch schlimmer ist die Unterscheidung: das Vorstehende und folgendes. Beim ersten Wort steht der bestimmte Artikel, also bezeichnet es etwas Bestimmtes, Gegenständliches und wird daher der Großschreibung gewürdigt, das zweite Wort ist unbestimmter, wird also klein geschrieben. Umgekehrt hätte es also heißen können oder müssen: „Ich rate euch das Folgende: Befolgt vorstehendes.“ Scheinbar gegen diese Logik schreibt man aber „im folgenden“, obschon in dem „m“ des Wortes „im“ der bestimmte Artikel „dem“ steckt. Ähnlich hält man's bei dem herrlichen Worte „obig“. Man schreibt „obiges“, aber „das Obige“ (und „der Obige“), nach der erwähnten Regel; dazu paßt auch noch „in obigem“, weil da kein bestimmter Artikel drin steckt; doch schreibt man auch „im obigen“, obschon „im“ (= „in dem“) den bestimmten Artikel enthält, — offenbar um eine noch feinere Unterscheidung auszudrücken (und eine noch ärgere Erzsulmeistererei anbringen) zu können. Laut Duden schreibt man nämlich „im obigen“, aber „in dem Obigen“. Das ist wirklich geistreich! „Im obigen“ bedeutet nämlich ziemlich unbestimmt „weiter oben“, wie „im folgenden“ „weiter unten“; es ist da in der Tat weniger an etwas Bestimmtes, räumlich Abgeschlossenes gedacht, als wenn man auf „das Obige“, „das Folgende“ hinweist; „in dem Obigen“ heißt nämlich (nach Duden) „in dem oben Erwähnten“ und weist wieder auf eine ganz bestimmte Stelle hin. — Das ist alles logisch ungeheuer fein ausgedacht und mag richtig sein, ist aber ziemlich verlorene Liebesmüh.

Ebenso geistreich ist die Unterscheidung: „eines Bessern belehren“, aber: „eines andern belehren“. Im ersten Fall denkt man vielleicht an etwas Gegenständliches; denn das andere ist doch noch eine bessere Sache, „ander“ aber sagt eben gar nichts, als daß es nicht das erste sei; es ist ein

unbestimmtes Fürwort und wird wie andere Fürwörter klein geschrieben. Nach der Regel für die Fürwörter schreibt man auch: einer, die übrigen, obschon die Vorstellung ziemlich gegenständlich sein kann; die Häufigkeit und Allgemeinheit der Bedeutung ist da wohl schuld. Ebenso ist bei der Zusammenziehung von „jeder Mann“ zu „jedermann“ das Wort „jeder“ klein geblieben; die Dingvorstellung „Mann“ hat sich nicht auf „jeder“ zu übertragen vermocht; wie schwach sie geworden ist, erkennt man daraus, daß das Wort nicht selten nur noch mit *e i n e m* n geschrieben wird, was freilich noch als arger Fehler gilt.

Für sich seien betrachtet „der erste“ und „der letzte“. Als Ordnungszahlwort wird „erst“ vor einem Hauptwort natürlich klein geschrieben: der erste Mai, der erste Schüler. Wird das Hauptwort als aus dem Zusammenhang verständlich weggelassen, so übernimmt „erst“ davon wenigstens den großen Anfangsbuchstaben, also: der Erste (des Monats oder einer Schulklasse). Wenn dieses Hauptwort aber eine ganz allgemeine Bedeutung hat wie „Mensch“ oder „Mann“, so schreibt man's (wie: ein anderer, die übrigen, viele, einige) klein. Nimmt man den ersten Kerl, den man trifft, grad als den besten, den man treffen kann — wobei beim „besten“ (wie beim klügsten, beim leichtesten) wieder mehr an die Eigenschaft als an die Person gedacht wird — so nimmt man eben „den ersten besten“, etwas altertümlicher „den ersten den besten“; das „als“ ist also ausgefallen, was nur möglich ist, weil die ursprüngliche Vorstellung verblaßt und ihr Ausdruck zur bloßen Formel erstarrt ist; heute schreibt man oft noch kürzer „der erstbeste“.

Wie man aber in einer Schulklasse oder in einer andern „geschlossenen Gesellschaft“ den Ersten groß schreibt, so auch den oder die Letzten (die Kleinschreibung liegt aber sehr nahe!). Im Ausdruck „zum letzten“ ist aber jede gegenständliche Vorstellung verblaßt, es hat dieselbe Bedeutung wie „zuletzt“, das man ja nur noch als ein einziges Wort empfindet. Das Wort „leht“ in „zuletzt“ ist eigentlich dasselbe wie in „zu guter Leht“, das wir heute doch im allgemeinen als bloße Umstandsbezeichnung empfinden und darum klein schreiben dürften oder dürfen sollten, aber da zwischen „zu“ und „leht“ noch „gut“ steht und doch ein Gegenstand da sein muß, der gut genannt zu werden verdient, wird Leht groß geschrieben (ähnlich wie in den Fällen: außer acht lassen, außer aller Acht, oder: ihr habt recht, ja das größte Recht). Und da kommt zum Schlusse etwas Reizendes. Das Wort Leht war nämlich früher selbständiges Hauptwort und ist es im Schweizerdeutschen heute noch, und zwar in einer recht hübschen Bedeutung. Die Lehe (schweizerdeutsch d'Lehi) bedeutet mittelhochdeutsch und in älterem Neuhochdeutsch eigentlich das Ende von etwas, und zwar nicht nur eine Grenzbefestigung (Lehimauer), sondern auch den Abschied und was zum Abschied gegeben wird, also das Abschiedsgeschenk, z. B. das letzte Patengeschenk bei der Konfirmation, den Abschiedstrunk, die Abschiedsfeier (noch bei Wieland). Wie verschiedene andere Wörter (z. B. jeh, älter jeho, schweizerdeutsch noch „jeh“) hat es überflüssigerweise ein *t* angenommen. „Zu guter Leht“ heißt also „zum guten Schlusse“, und wenn das Ende gut ist, ist ja alles gut. Wenn man das Wort groß schreibt, hilft man also eine gemüthliche Vorstellung aufrecht erhalten, die in „zuletzt“ völlig verblaßt ist.

Damit wären wir um die 49 Klippen herumgefahren, aber mit welcher Mühe! Lohnt sich diese Mühe? Kaum! Wie wäre es, wenn man bei der einfachen Regel bliebe:

Hauptwörter (aber nur solche!) werden groß geschrieben? Auf unser Probestück angewandt, hätte das die Folge, daß die Mutter schriebe: Heute Nacht, tut nie Unrecht, Ihr habt Recht und werdet Recht behalten, laßt nichts außer Acht — aber wer würde daran Anstoß nehmen außer solchen, die Duden für eine ewige Wahrheit halten? Da kaum mehr jemand bei „willens sein“ und „mir ist angst“ eine hauptwörtliche Vorstellung hat, würden diese von selbst klein, also „richtig“ geschrieben und täten den wirklichen Hauptwörtern Wille und Angst keinen Abbruch. Und alles übrige klein! Welche Unklarheit könnte entstehen, wenn man schriebe „etwas gediegenes, etwas lächerlicheres, viel schönes, auf das beste hoffen, eines bessern belehren, vornehme und geringe, im dunkeln stößt man leicht an, das vorstehende“ usw.? Hier und da müßte der Schreiber durch deutlicheren Ausdruck Zweifel zu vermeiden suchen: Seid auch im geringsten Dinge nicht im geringsten Maße untreu. Und wäre es ein Unglück, wenn der eine schriebe „zu guter Leht“ und der andere „zu guter Leht“? Man hat die Sache mit echt deutscher Gründlichkeit verfuhrwerkt. Aus dem Sumpfe unserer „Rechtschreibung“ sollten wir wieder hinauskommen; die Frage ist nur: müssen wir ganz umkehren, d. h. auch die Großschreibung der Hauptwörter abschaffen, oder das nächste Ufer und festen Grund zu gewinnen suchen, d. h. die Großschreibung beibehalten, aber nur für wirkliche Hauptwörter? Darüber kann man wohl in guten Treuen verschiedener Meinung sein, vielleicht ist aber das zweite doch besser.

Zu guter Leht (!) noch einen Scherz! Nach einer besondern Regel schreibt man bekanntlich auch die Fürwörter, die sich auf die angeredete Person beziehen, groß, was namentlich für den Briefwechsel wichtig ist, denn die Empfänger sind manchmal empfindlich. Das sogenannte Höflichkeits-Sie, d. h. das an eine oder mehrere Personen gerichtete, dem französischen vous entsprechende Sie, wird immer groß geschrieben, natürlich auch das dazu gehörige besitzanzeigende Fürwort „Ihr“ („Herr Doktor, Sie haben Ihren Schirm vergessen“!), während „du“ und „ihr“ (samt „dein“ und „euer“) außer in Briefen klein geschrieben werden. Freilich kommen außer Dichtern und Schülern die wenigsten Menschen je in den Fall, diese Wörter anderswo als in Briefen zu schreiben. Merkwürdigerweise wird nun zu „Sie“ und seinen Fallformen (Ihnen, Sie) das rückbezügliche Fürwort „sich“ klein geschrieben: „Freuen Sie sich mit uns“; das „sich“ bezieht sich doch auf dieselbe hochansehnliche Persönlichkeit wie das „Sie“ und wird trotzdem klein geschrieben — offenbar weil bei rückbezüglichen Zeitwörtern die gegenständliche Vorstellung gänzlich verblaßt ist. „Nur im Kanzleistil und im Verkehr mit Vorgesetzten“ — lesen wir staunend im Duden — „oder wo man sonst glaubt, dem Empfänger des Briefes dadurch besondere Hochachtung erweisen zu sollen, behauptet sich noch die Großschreibung und wird sogar oft fälschlich auf ein dabei stehendes „selbst“ ausgedehnt“ (also z. B. „wie Sie Sich Selbst erinnern werden“!). In einer Sonderausgabe „Ius und Jux“ der Deutschen Juristenzeitung (1925) ist nun ein „Ministerialerlaß“ aus dem Jahre 1893 abgedruckt, der folgendermaßen lautet:

„Die nachgeordneten Dienststellen weise ich darauf hin, daß in Bescheiden an dritte Personen*) die Worte:

*) Gemeint ist natürlich, was man in der Sprachlehre „zweite Person“ nennt, nämlich die angeredete Person. In einem Ministerialerlaß ist die erste Person natürlich immer der Minister, die zweite die „nachgeordnete Dienststelle“, also sind die von dieser angeredeten Personen natürlich Drittpersonen.

„Sie Sich“ beide groß zu schreiben sind. Es muß heißen: ich mich — Du Dich — er sich — wir uns — Sie Sich — (bezw. Ihr Euch) — sie sich“. In dem alten Altentband, aus dem der Erlaß abgedruckt ist, flammten am Rande mit Rotstift in Riesenschrift gezeichnet die Worte: „Du — mich!“

Vom Ygreggismus.

Ein Pfarrer schreibt uns:

„Dieser Tage sollte ich den kleinen Fredy einer ehrsamten Zürcher Familie taufen. Auf dem Zettel, den ich im letzten Augenblick in die Hand bekam, um die Namen der Paten kennen zu lernen, hieß der Täufling auf einmal Hans. Ich mußte den Vater fragen, wo da der Irrtum liege, und bekam zur Antwort, das Standesamt habe den Namen Fredy abgelehnt. Es hat also mit dem Mißbrauch der Rosenamen eine Grenze. Weshalb gerade dieser Name abgelehnt wurde, während andere ähnliche unbeanstandet durchgehen, weiß ich nicht, vielleicht wird das Ygregg nur den Mädchen erlaubt. Aber ich habe mich doch über die Erfahrung gefreut. Auch hatte ich nun den Mut, bei einem kleinen Mädchen, das mir am selben Tag als Didy Berta vorgestellt wurde, den Schoßhündchennamen Didy, dem ich wirklich bei einem Mitmenschen noch nicht begegnet bin, und den auszusprechen mir mit der Feierlichkeit der Taufhandlung schwer vereinbar schien, einfach wegzulassen und auch nicht auf den Taufschein zu schreiben. Bei allfälliger Beschwerde werde ich mich auf das Standesamt berufen und den kleinen Hans, vormalig Fredy, als Zeugen vorladen.“

Wir haben in Nr. 3/4 des vorigen Jahrgangs erwähnt und getadelt, daß im Konfirmandenverzeichnis einer stadtzürcherischen Kirchgemeinde unter 39 Mädchennamen ihrer 9 auf 7 ausgingen und 4 weitere Namen Rosenformen waren, was für die Öffentlichkeit ja nicht zu empfehlen ist. Im diesjährigen Verzeichnis ist in den 31 Mädchennamen kein 7 mehr zu finden. Gut so! Daneben kommen freilich noch die im vertraulichen Verkehr ja herzlich, im öffentlichen Gebrauch etwas kindisch klingenden Verkürzungen vor, aber mit i geschrieben: ein Rofi, Jofi, Trudi, Leni, Lori und Grittli, und zweimal die in der Familie wieder vertraulich, außerhalb aber etwas derb klingende Verkürzung Greti. Da es sich hier nicht bloß um die Schreibweise handelt, ist es natürlich für einen Pfarrer schwerer, einen Einfluß auszuüben; übrigens ist ihre Zahl auch im Verhältnis zur Gesamtzahl zurückgegangen, was vielleicht kein bloßer Zufall ist.

Allerlei.

Völkerbund und Hanswurst. Während der letzten Völkerbundsversammlung berichteten die Zeitungen von einer Rede, die ein französischer Staatsmann in Genf über die Abrüstung gehalten hat. Nach den Berichten („Zürcher Post“) hat der Redner sich gegen die Geheimhaltung der Rüstungen ausgesprochen und gesagt: „Das sind die Geheimnisse von Hampelmännern.“ Was bedeutet dieser Satz? Wer sind die Hampelmänner, die den Völkerbund beschäftigen oder ihm da wenigstens gezeigt werden?

Ich habe mir längst beim Lesen gewisser Teile meiner Zeitung, nämlich der Drahtberichte, angewöhnt, Unverständliches ins Französische zu übersetzen; ich kann dann zuweilen hinter den Sinn kommen. So ist denn auch der angeführte Hampelmänner Satz (den der Drahtbericht ge-

sperret übermittelt hat!) zu verstehen, wenn man die französische Redensart kennt: c'est le secret de Polichinelle, von der der Nouveau Larousse sagt: «Se dit d'une chose que tout le monde sait et dont les grands naïfs font mystère», und das Wörterbuch der Académie: «chose qu'on croit secrète et qui, dans le fait, est sue de tout le monde,» — auf deutsch also: „ein offenes Geheimnis.“ Diese Redensart wird der Redner gebraucht haben, der Drahtdienst aber hat sie erstens falsch wiedergegeben, und zweitens ist überhaupt nicht beachtet worden, daß hier nicht wohl wörtlich übersetzt werden kann. Es gibt eben Redensarten, die unübersetzbar sind. Welcher Franzose würde den Satz verstehen: je sais où Barthélemy va chercher son cidre? Nur derjenige, der weiß, wo Barthel den Most holt.

Aber, wie gesagt, auch falsch hat Herr Savas (oder wie das Fräulein heißen mag) übersetzt. Denn die Franzosen nennen zwar den Hampelmann der Kinderstube (pantin) auch etwa Polichinelle, aber der Polichinelle, der mit Geheimnissen wichtig tut, ist nicht der hölzerne Gliedermann oder Hampelmann, sondern der Hanswurst des Kasperletheaters. Ausdrücklich sagen uns sogar die Grande Encyclopédie und Larousse, auch die Deutschen kannten den Pulcinella und nannten ihn „Hans Wurst (Jean Boudin)“. Sätze der Genfer Völkerbunds-telegraphist das gewußt und — immer noch kühn, aber doch richtig — mit „Hanswurstgeheimnisse“ übersetzt, so wäre das als ein Versuch annehmbar gewesen und der deutsche Leser hätte vielleicht geahnt: er meint lächerliche Geheimnistuerei damit. Doch ich wiederhole: streng genommen ist auch diese wörtliche Uebersetzung gewagt und die Redensart wohl gar nicht übersetzbar. Bl.

Der Bischof und die Mentalität. In der Erzählung „Papst und Kaiser im Dorf“ von Heinrich Federer findet sich ein Gespräch zwischen dem Bischof von St. Gallen und einem seiner Landpfarrer, der mit den Leuten in seiner Gemeinde lustigern Schwierigkeiten gehabt hat. Darin kommt folgende hübsche Stelle vor. Der Pfarrer sagt (S. 200):

„Gnädiger Herr, es gibt Sachliches und Persönliches, das man nicht wie einen Stein in die Finger nehmen und als sichtbares Corpus delicti auf den Tisch werfen kann. . . . Die Mentalität —“

„Lassen Sie dieses Wort, ist das auch schon in Lustigern feil?“ fiel Gregorius (der Bischof) heiter ein. „Wenn Sie wüßten, was für einen Unsinn man hier in der Stadt mit dieser Mentalität treibt. . . .“

Federer, der den Fremdwörtern nicht ein für allemal aus dem Weg geht, hat mit Recht die Mentalität als besonders einfältigen Modeausdruck erkannt, und es ist ein feiner Zug, daß gerade ein Bischof sich darüber lustig macht. Die Mentalität ist das überflüssigste aller Fremdwörter. Was es ausdrückt, hat man von jeher auf deutsch sagen können, denn es liegt nichts in ihm als was in den Wörtern Gesinnung, Geist, Geistesart, Geistesverfassung, Gemütsart, Eigenart, Wesen auch liegt. Vor zwanzig Jahren hat niemand das Wort Mentalität vermißt. Es ist erst seither aufgekommen, wenn ich recht sehe, in der Schweiz — zum Unterschied von andern welschen Torheiten, die fast immer aus Norddeutschland zu uns kommen — und, wiederum wenn ich recht sehe, in und mit der Zeitschrift, die von 1907 an etwa zehn Jahre lang den Ton angab: „Wissen und Leben“.

Ja, er hat schon recht, der gnädige Herr: Unsinn treibt man hier in der Stadt mit dieser Mentalität. Bl.